Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 15 Mittwoch, 13. April 1927

Der Berg des Gral

Von Wolfgang Weber.

Mitten aus der öden Steppe der katalonischen Ebene ragt ein Bergmassiv, dessen Kamm von einer gigantischen Säge ausgezackt zu sein scheint: „Montserrat" nennt es der Spanier, „der gesägte Berg". Für den strenggläubigen Südländer ist er ein Heiligtum, mit dem sich das Mysterium des Osterfestes verbindet. Dort oben stand nach der Sage die Burg der Gralsritter, und dort oben war es, wo „Fal Parsi", der reine Tor Parsifal, die ewigen Qualen des Amfortas heilte.

Alljährlich wallfahrten Tausende und Abertausende von Pilgern in der Karwoche dorthin. Sie kommen von Barcelona und den umliegenden Ortschaften, aber auch von Madrid und selbst von Frankreich herüber nach dem Montserrat. Sie klettern die steilen und gefährlichen Fußpfade hinauf bis zu einem Gipfel und bringen der „schwarzen Madonna von Montserrat" ihre Gebete und Geschenke dar. Aus allen Schichten der Gesellschaft setzen sich diese Pilger zusammen, arm und reich vereint der große Glaube an die Leiden Christi — und die Hoffnung auf Kindersegen, den nach spanischem Glauben die Madonna von Montserrat spendet.

Neben der kleinen spätgotischen ganz in Gold gehaltenen Kapelle auf der Höhe des Berges dehnen sich, mitten in die Felsen hineingebaut, die Gebäude des Klosters. Ihre Zellen, weit über hundert schöne luftige Zimmer, werden allen Besuchern des Montserrat unentgeltlich als Nachtquartier zur Verfügung gestellt. Von den Begüterten erwartet man ein kleines Geschenk, von den Armen würde die Abtei aber um keinen Preis etwas annehmen. Nur die Abgeschiedenheit des Klosters vermochte diese schöne Sitte erhalten, die an die Gastfreundlichkeit früherer Zeiten erinnert.

Unbeschreiblich ist die Lage dieses Klosters, das an Stelle der sagenhaften Gralsburg im Jahre 880 von den Benediktinermönchen gegründet wurde. Eine kleine Stufe in dem tiefe Absturz der Felsen verleiht dem Bau Halt. Wenige Schritte abseits aber ist das Gebiet ganz unzugänglich und ein Spaziergang zwischen den seltsam geformten Felssäulen hindurch ohne gute Kletterausbildung unmöglich.

Hat man aber einen Führer, trägt man an den Füßen die seltsamen Montserrat-Bastschuhe, deren eigenartiges Flechtwerk die Klosterbewohner selbst erfunden haben und die das Steigen auf den spiegelglatten Felsen erleichtern, dann wird man Unvergeßliches erleben. Schmale, halsbrecherische Fußsteige führen zwischen den bizarr geformten Felsen hindurch zu den Einsiedlerhöhlen. Ihr Eingang findet sich oft genug an der fast senkrecht abfallenden Südseite — nur mit einer ganz raffinierten, jeden Zentimeter breiten Vorsprung benützenden Kletterlechnik konnte der Klausner ihn erreichen. Ein massiver Holzblock als Ruhestatt und ein steinerner Tisch sind die einzigen Einrichtungsgegenstände dieser Höhlen, in denen der Sage nach die aus der Burg ausgestoßenen Gralsritter hausten.

Unvergleichbar ist die Eigenart dieser Berglandschaft mit ihren riesigen Felsfiguren, die durch ihre Kahlen, abgerundeten Flächen nie das Monumentale verlieren. Daß diese Säulen nicht einzeln in die Luft ragen, das ist das Charakteristische, ich möchte fast sagen, das architektonische Geheimnis dieser Landschaft: Der ganze Berghomplex bildet aus ihnen einen unwahrscheinlichen steinernen Märchenwald. Nur zuweilen öffnen sich die strengen Felsen zu einem wahrhaft karfreitagszauberhaften Ausblick auf die tief unten ausgebreitete katalonische Ebene mit ihren Dörfern und Schluchten.

Freilich, das Kloster selbst ist heute alles andere als „unnahbar euren Schritten". Seit einigen Jahren kriecht eine kleine Zahnradbahn die Anhöhe hinauf, und die Terrassen der Nordostseite gestatten sogar die Anlage einer kühn geführten Straße. Oben im Klosterhofe steht das Reiseselchen neben dem wuchtigen Reiseauto, und man findet die Mantille neben dem amerikanischen Sportkostüm. Aber nicht einmal zwei kleine Hotels in der Nähe des Klosters können uns stören. Die Märchenwelt des Montserrat wirkt zu stark, als daß man diese Dinge unangenehm empfinden könnte.

Dieses kleine, abgezirkelte Stück katalanischer Erde hat einen so ausgeprägten Charakter, daß man sich in eine neue Welt versetzt und fast jede Verbindung mit der eigenen zu verlieren glaubt. Es läßt sich kaum ein besserer Hintergrund für die Abgeschlossenheit des Gralsrittertums vorstellen.

—⊙—

Karwochenbräuche

Die Karwoche ist der Leidenszeit des Weltheilandes gewidmet. Die furchtbaren Qualen, die Gottes Sohn erdulden mußte, haben die empfindsamen Gemüter seit jeher tief ergriffen, wodurch, wie stets in solchen Fällen, Volksbräuche und Volkssitten in mancher Weise beeinflußt worden sind, die allerdings nur selten etwas mit dem feierlichen Ernst der Kirch zu tun haben. Lediglich die Oberammergauer Passionsspiele, die nicht nur in der ganzen Welt bekannt sind sondern auch berühmt wurden, tragen den würdigen Stempel tiefer Religiosität. Alle anderen Bräuche sind zum größten Teil aus dem Aberglauben hervorgegangen oder zum mindesten damit in Verbindung gebracht worden.

Aehnlich wie in der heiligen Osternacht ist es noch in manchen Gegenden Brauch, am Karfreitag vor Sonnenaufgang aus einem nach Osten fließenden Bach „stilles Wasser" zu holen, weil dieses Heilkraft besitzen soll. Unsere Vorfahren sind nicht selten weite Wegstrecken gegangen, um in den Besitz solchen Wassers zu gelangen. Die Bezeichnung „Stillen Freitag" verdankt ihren Ursprung jenem „stillen Wasser". Wer am stillen Freitag Unrecht tut, wird am Ostersonntag vom Teufel geholt, so sagt ein alter Volksglaube, den man mit einer Geschichte, die allerdings der Sage angehört, zu beweisen sucht, die sich in Werben bei Burg zugetragen haben soll: Nach Werben kam einst ein wilder Jäger. Drei Bauern verschrieben sich ihm mit Blut und mußten am stillen Freitag beim Abendmahl das Brot aus dem Mund nehmen. Er hängte es in einem weißen Tuch an einer Weide auf. Danach mußten sie bei Sonnenaufgang schießen. Zwei von ihnen blickten wider das Verbot hinter sich und sahen in der Sonne den Heiland mit blutenden Malen am Kreuz. Den dritten holte zu Ostern brüllend ein kupfernes Männchen.

Allerdings bleibt es unbestraft, wenn man am Karfreitagsmorgen das Ungeziefer vom eigenen Gehöft auf das des Nachbarn bringt wo es das ganze Jahr über bleibt; ebenso soll man die Flöhe auskehren. Wer den Sand unterm Flederbaum am Karfreitag unter die Saat mengt und ausstreut, bleibt im ganzen Jahr von Sperlingen verschont. Auch eine alte Bauernregel stützt sich auf das Karfreitagswetter; denn wenn es an diesem Tage regnet, so soll es im ganzen Jahre trocken sein.

Wahrhafte Karwochenbräuche sind noch heute in Tirol zu finden. Naive germanische Kultbräuche und Anschauungen sind dort mit christlichen Vorstellungen verschmolzen. Nach Ludwig von Hörmanns „Tiroler Volksleben" knüpfen sich diese Bräuche zunächst an die Person des Verräters Judas, der sich nach südtirolerischem Glauben am Mittwoch der Karwoche, dem „krummen Mittwoch", was eigentlich „Grump" —Mittwoch (Gerumpe, Lärm) heißen soll, an einer Weinrebe erhängt hat. Deshalb hütet sich der Tiroler an diesem Mittwoch irgendwie die Weinstöcke zu berühren. Sie würden sonst unfehlbar eingehen. Gegen Judas gibt man seinen Unwillen in verschiedener Weise charakteristischen Ausdruck. Da wird zum Beispiel in den letzten Tagen der Karwoche mancherorts in der Kirche die „Dammermette" oder „Pumpermette" (Rumpelmette) gefeiert.

Hinter dem Altar hält man eine Anzahl hölzerner Knüttel versteckt. Sobald die letzte Kerze verlöscht ist, holt man einen solchen Knüttel und hämmert oder „dammert" nun auf die Bänke los — „welches die Entrüstung über die böse Tat des Judas ausdrücken soll," urteilt Hörmann. Der Kulturhistoriker aber erkennt in diesem Lärmmachen die uralt-germanische Sitte, böse Geister zu verscheuchen. In ganz ähnlicher Art ist die „Feuerweihe" am Karsamstag mit uralten Anschauungen von der Heiligkeit des sogenannten „neuen" Feuers in Verbindung zu bringen. Dieses neue oder „Notfeuer" geht sogar bis in die indogermanischen Zeiten zurück. Ehedem löchte man bei Suchengefahren und dergleichen das brennende (alte) Feuer, und der Priester erzeugte durch Quirlen von Hölzern ein neues, mit dem nun die Holzstöße auf dem Herde des zu reinigenden Hauses angefacht wurden. Auch trieb man das Vieh durch dieses neu entzündete Feuer. Am Karsamstag in der Frühe entfacht im heutigen Tirol der Geistliche im Ornat auf dem Kirchhof ein „neues" Feuer nach der alten Art, das heißt, mit Stahl und Stein. Der Scheiterhaufen ist meist aus alten Grabkreuzen errichtet. Sobald das Feuer loht, spricht der Priester die üblichen Segnungen darüber. Sobald der Geistliche nun den Rücken kehrt, stürzt sich jung und alt zu dem glühenden Holzstoß und sucht einen Span oder ein Scheit zu erobern. Dies wird im Laufe nach Hause getragen und hier entzündet man an dem noch glimmenden Holz das „neue" Feuer. Vor dem Kirchgange wird das „alte" bis auf das letzte Fünkchen gelöscht. Von der Kohle vergräbt der Bauer ein Stückchen unter der Schwelle des Viehstalles — da haben wir also noch deutlich die uralten Beziehungen des Notfeuers vor uns. Andere Kohlenstückchen werden in die Mitte und an den Ecken des Ackers vergraben, damit ihm Ungeziefer und Hagelschlag fernbleiben. In manchen Gegenden heißt die Feuerweihe auch (wie in Bayern) „Judasverbrennen", was auf einen altgermanischen Opferbrauch deutet: Unter der Strohpuppe, die dabei verbrannt wird, steckt eine germanische Gottheit. Germanisch ist auch die Feier am Gründonnerstag, in Tirol „Weihenpfinstag" genannt. Der Altar ist über und über mit Grün besteckt und bedeckt, und nach der Andacht, daheim auf dem Tische, bei der Fastenspeise, spielt junges Grün (Salat und Spinat) gleichfalls die Hauptrolle. Am Nachmittage aber, nach dem Gottesdienste, geht man vielerorts hinaus ins Freie „baumbeten". Man begibt sich auf das Feld oder den Obstanger, kniet unter einem Baum nieder und betet mit ausgebreiteten Armen zur Erinnerung an das „Angstgebet Christi" unter den Oelbäumen. Die Umgebung ist allerdings danach angetan, zur Andacht zu stimmen. Auf den schneebedeckten Bergkuppen verglüht das Abendrot, ringsum ist alles still, magisches Dämmerlicht umspielt die Höfe und Hütten im Talgrunde, die sprossenden Wiesen und die knalpenhaften Bäume.

Der Palmesel

Zu den aussterbenden Volksbräuchen am Palmsonntag gehört der Palmesel, der früher in den Prozessionen, die am Sonntag vor Ostern veranstaltet wurden, eine große Rolle spielte. In Schwaben diente ein altes, möglichst gutmütiges Pferd dem Herrn als Reittier, der in ältester Zeit von einem Kleriker oder Ministranten verkörpert wurde. Später begnügte man sich mit einer hölzernen Gestalt. Auch das Tier selbst pflegte häufig aus Holz angefertigt zu werden. Oft stellte man es auf Räder, wählte aber auch einen lebenden Esel, auf dem die Kinder, nachdem die Sitte, den Heiland selbst in Erscheinung treten zu lassen, in Vergessenheit geraten war, reiten durften. Dem Palmesel Futter zu streuen, „Büntele" Heu oder dergleichen, war eine weitverbreitete Sitte; auch pflegte man die Knaben und Mädchen, die das hölzerne Tier zogen, mit „Palmbrezen" oder „Eselsbrezen", einem besonders für diesen Tag hergestellten Backwerk, zu beschenken.

Heute hat sich der Brauch des Palmesels nur noch in übertragenem Sinne zu erhalten vermocht. In manchen Gegenden werden solche Knaben Palmesel genannt, die noch als Schuljungen ihren Paten Palmwedel bringen, um ein Geschenk dafür zu erhalten. Auch der Träger des großen „Gemeindepalm" wird so bezeichnet, wenn er ihn beim Tragen umfallen läßt. Endlich pflegt man Palmesel denjenigen zu betiteln, der den ersten und letzten „Palmen" zum Gotteshause bringt.

Nicht unerwähnt mag die Sitte bleiben, den Kindern am Palmsonntage neue Kleider anzuziehen. Geschah dies nicht, so mußte der Palmesel auf dem Knaben oder Mädchen reiten, d. h. man drückte einen aus Stoff ausgeschnittenen Esel auf seinem Rücken ab; da und dort zog man den kleinen Buben wohl auch am Palmsonntage die ersten Hosen an, und ließ sie dann auf dem Palmesel reiten.

—⊙—

Am Ausguck

Die ältesten Christusbilder.

Die biblische Mahnung „Du sollst dir kein Bildnis von mir machen" hat die Urchristen lange Zeit von jeglicher bildlichen Darstellung des Heilands abgehalten. Das bekannte Bild auf dem Schweißtuch der heiligen Veronika, von dem zahlreiche Nachbildungen bestehen, gehört der Sage an. Die ältesten Abbildungen sind vielmehr in den Gemälden der christlichen Katakomben, den Verzierungen der Sarkophage und in den Mosaiken der Basiliken des dritten und vierten Jahrhunderts zu finden. Besonders in den römischen Grüften und den Katakomben des Papstes Calixtus II. glaubt man die ersten Christusbilder entdeckt zu haben. Jesus ist hier mit halbentblößter Brust dargestellt, mit länglich-rundem Gesicht, hoher Stirn und gewölbten Augenbrauen; das gescheitelte Haar fällt in Locken bis auf die Schultern herab, der nicht starke Bart ist kurz und am Kinn geteilt. Diesen Typus hat das ganze Mittelalter beibehalten, wie ihn ja fast alle Meisterwerke jener Zeit aufweisen.

Die Passionsblume.

Zur Familie der Passifloreen gehört die im allgemeinen wenig bekannte Passionsblume (passiflora), die ihren Namen einem religiösen Wunderglauben aus grauer Vorzeit verdankt. Fromme Gemüter glaubten einst in den Blütenblättern mehrerer Arten dieses Gewächses verschiedene Werkzeuge der Kreuzigung Christi, z. B. die Dornenkrone den Speer, und einzelne Nägel in winzigem Maßstabe wiederzuerkennen. Fast alle Arten dieser Blume — es sind bereits über 300 bekannt — stammen aus Amerika. Die bekanntesten sind die aus Brasilien eingeführte blaue Passionsblume (passiflora caerulea), die fleischfarbige „passiflora incarnata" Virginiens und Perus, die als erste nach Europa kam, ferner die äpfeltragende „passiflora maliformis" auf Haiti und Jamaika sowie die unstreitig schönste unter ihnen, die glutrote „passiflora Kermesina."

Neuentdeckung der Urschrift Omar Chajjams.

Den Meldungen persischer Zeitungen zufolge ist vor kurzem in Indien die Urschrift des größten persischen Dichterphilosophen Omar Chajjams entdeckt worden. Omar Chajjam ist neben Firdussi der bekannteste Dichter Persiens. Alle seine Dichtungen sind Vierzeiler. Bis jetzt war man der Ansicht, daß Omar Chajjam überhaupt nicht seine Gedichte niedergeschrieben, vielmehr seine Anhänger sie nach seinem Tode aufgezeichnet haben. Die Entdeckung der Handschrift verdankte man einem Zufall. Beim Niederreißen eines Hauses in der Stadt Sehwan, nicht sehr weit von Karachi und der Grenze Belutschistans, fanden Arbeiter in der Erde einen Bleikasten, in dem die eigene Handschrift des großen persischen Dichters lag. Man nimmt an, daß Omar Chajjam (er lebte 1662 bis 1124) bei seinen Wanderungen in Indien seine Vierzeiler niedergeschrieben hat, wo sie nun auch gefunden wurden. Diese Neuentdeckung wird zweifelsohne ein neues Licht auf die Erforschung seiner Werke werfen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Osterreiten in der Lausitz

Von Heinrich Zerkaulen.

Der Himmel ist blau und gold durchwirkt und liegt zu Häupten der Stadt wie eine ausgebreitete seidene Standarte. Früh am Morgen schon desteigen wir den Wagen, der uns in sausender Fahrt hinaustragen soll in die Lausitz, nach dem äußersten Zipfel des schönen Sachsens, ins wendische Ländchen.

Osterreiten!

Wer hätte nicht schon die Abbildungen gesehen der reitenden Bauern mit Kirchenfahne und Kruzifix, auf dem Kopfe den hohen Zylinder, oftmals grau und leicht schon angeschimmelt, mit weißen Handschuhen an den knochigen Bauernfäusten? Sie tragen ihren schwarzen Bratenrock, oftmals schon ein wenig eng in der Taille, steif und feierlich wie eine Uniform. Ist das wahrhaftig noch im Zeitalter unseres ach so aufgeklärten Jahrhunderts, in dem die Maschine mehr bedeutet, als alle Wunder des Ostermärchens, in dem keiner mehr Zeit findet für die Gebräuche unserer Ahnen, und nichts überflüssiger erscheint als gar ein Gebet!

Ist das wirklich noch so?

In schnurgerader Fahrt geht es über Kamenz der Geburtsstadt Lessings, hinauf zum alten Bautzen, der Stadt der malerischen Winkel, dem sächsischen Nürnberg, dem berühmten Wallfahrtsort der Maler und Radierer. Heute haben die Wenden ihren großen Tag. Ueberall sieht man im Straßenbild die beinahe drohenden Flügel der schwarzen Haube einer wendischen Hanka. Knapp sitzt ihr die Jacke über der Brust und die weite, buntgeblümte Schürze schlägt gegen die Schuhe. Sie weiß, daß wir uns jetzt nach ihr umdrehen und wendet stolz und ein wenig kokett den glattgescheitelten Kopf mit dem steifen Bäffchen unterm Kinn zur Seite. Ihr Kleid gehört zu der Geschichte dieser Stadt wie die Glocken zur Kirche.

Der Himmel hat sich unterdessen bewölkt. Sie schauen alle ein wenig bittend und ein wenig ängstlich zu ihm hinauf. Schade, wenn dieses Osterreiten verregnete. Schade um all die Mühe, um all den Stolz, um all den Ehrgeiz, um all die naive, innige Frömmigkeit.

Aber der Himmel hat doch ein Einsehen. Nach kurzer Mittagsrast geht es weiter zum Kloster Marienstern, dem Ziel auch der meisten Osterreiter. Hunderte von Wagen, Autos, Pfe dedroschken treffen wir unterwegs. Tausende von Menschen sind auf den Beinen. Und auf einmal hat sie einer von uns zuerst entdeckt: Weit durch die Felder sieht man im Schritt eine ganze Kavalkade reitender Bauern sich nähern. Paarweise kommen sie an. Und jetzt auch von der anderen Seite. Immer mehr. Von Panschwitz und Kuckau, von Miltitz und Dürrwicknitz, von Schweinerden und Crostwitz. Ein Dorf will das andere überbieten im Schmuck seiner Pferde, an edler Haltung der Reiter, im Glanz der funkelnden Geschirre, an der Buntheit der gestickten Schabracken.

Es ist, als wüßten diese Tiere, die da im frommen Schritt einher gehen, selber, um was es sich handelt heute. Sind das noch Ackergäule und lammfromme Wagenpferde? Sie blasen durch die dampfenden Nüstern und werfen den mit vielfarbenem Band durchflochtenen Schweif. Auch ihre Mähnen sind gelockt und mit Silber- und Goldband durchwirkt. Gestriegelt, gebürstet und gekämmt hat man sie, wie das ganze Jahr nicht.

O, sie wissen es und benehmen sich danach! Nachher, wenn sie zum Klosterhof auf Marienstern einbiegen, dann blicken tausend prüfende Augen auf sie, dann hängt von ihnen die Ehre eines ganzen Dorfes ab. Und wehe dem Reiter, der etwa seinen Zylinder verliert, weil der Gaul bockt! Da stehen die Messner und reichen die Klosterfahnen hin. Da schauen hinter ihren Gittern die frommen Töchter des heiligen Bernhards zu und der Probst mit seinen oft vornehmen Gästen, etwa dem Bischof von Meißen und Vertretern der sächsischen Regierung.

Und jetzt, da der Zug sich formiert hat, beginnt die große Parade vor dem himmlischen Herrn, das dreimalige Umreiten des Klosterhofes. Der ganze gewaltige Hof stimmt seinen Sang an in wendischer Sprache, der in deutscher Uebersetzung etwa so lautet:

Christ ist erstanden.
befreit von Todesbanden.
Des wollen wir uns freun,
Christus soll unser Tröster sein.

Mächtig schallt das „Alleluja". Und wenn irgendwo der fromme Sang abzubrechen droht, gleich sammelt sich alles wieder in diesem befreienden Alleluja. Da reitet der Gutsbesitzer neben seinen Söhnen, der Schweizer neben seinem Stalljungen. Da ist alles gleich und eine einzige Familie vor dem großen Herrn, der Haus und Hof und Felder beschützt, dem das Erntejahr zu danken ist und der weiterhin sorgen wird, sofern man guten Glaubens und froher Zuversicht ist.

Aber nach dem Umritt wird der traditionelle Klostertrank verabreicht. Würzig und nach all der Aufregung männiglich erquickend. Das Gebetbuch verschwindet in der Tasche, der Hals des wackeren Tieres wird gestreichelt, auch Kritik geübt an dem, der sich vorzeitig aus der Bahn drängen ließ oder nicht laut genug mitgesungen hat.

Das Osterreiten von Marienstern geht auf eine jahrhundertealte Sitte zurück, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Bauer mit dem treuen Gefährten, seinem Pferd, macht der Klosterkirche die Visite. Hell auf blauem Grund, durch weiße und rote Felder geteilt, mit Kreuzlinie und Hirtenstab grüßt das alte Klosterwappen, das auf der Klosterpforte angebracht ist, so gut wie über dem Gasthof zu Panschwitz oder dem Klosterkeller zu Kuckau, ehemals klösterliches Besitztum.

Bei Kaffee und Kuchen erzählt uns der Prior die wechselvolle Geschichte dieses märchenhaft schön gelegenen Marienstern. Friede ringsum, es läuten nur die Glocken zum Vesper. Noch einmal ein Meer von Kerzen, steigende Weihrauchwolken.

Und fern über die Felder ziehen die Osterreiter wieder ihren Dörfern zu. Nach Panschwitz und Kuckau, nach Miltitz und Dürrwicknitz, nach Schweinerden und Crostwitz.

Gebe der Herr einen gnädigen Sommer . . .

—⊙—

Der Palmesel

Zu den aussterbenden Volksbräuchen am Palmsonntag gehört der Palmesel, der früher in den Prozessionen, die am Sonntag vor Ostern veranstaltet wurden, eine große Rolle spielte. In Schwaben diente ein altes, möglichst gutmütiges Pferd dem Herrn als Reittier, der in ältester Zeit von einem Kleriker oder Ministranten verkörpert wurde. Später begnügte man sich mit einer hölzernen Gestalt. Auch das Tier selbst pflegte häufig aus Holz angefertigt zu werden. Oft stellte man es auf Räder, wählte aber auch einen lebenden Esel, auf dem die Kinder, nachdem die Sitte, den Heiland selbst in Erscheinung treten zu lassen, in Vergessenheit geraten war, reiten durften. Dem Palmesel Futter zu streuen, „Büntele" Heu oder der-

Außerordentlich schön sind auch manche Bräuche, die sich an die Person des Heilands knüpfen. Einst zogen zum Beispiel in Zirl am Montag, Dienstag und Mittwoch die Männer nach Einbruch der Dunkelheit ein vom Mesner angefertigtes schweres Kreuz auf den Kalvarienberg. Damit sich keiner dieser frommen Handlung, die Christo gleichsam die Kreuzeslast abnehmen will, rühmen könne, erschien jeder Teilnehmer dabei unkenntlich vermummt.

Während der letzten drei Tage der Karwoche läuten die Glocken nicht; statt dessen wird mit großen Ratschen geklappert. Mit Jubel wird daher der Klang der Osterglocken wieder begrüßt, die das „Christ ist erstanden" mit eherner Zunge ins Land rufen.

Wer also zum Aberglauben neigt, findet gerade in der Karwoche genügend Dinge zu beachten, die ihm Glück bringen und dem Unglück wehren können. Als moderner Mensch der Gegenwart wollen wir aber dem alten Volksglauben keine Beachtung schenken, sondern uns nur daran erinnern, daß unsere Vorfahren welche die alten Sitten pflegten, ebenfalls nicht glücklicher, in bezug auf Glauben, gelebt haben als wir. Im Gegenteil: die düsteren Vorstellungen mußten dazu beitragen, ihre Gemüter in jeder Weise zu ängstigen.

—⊙—

Karfreitagszauber in Palermo

Von Resi Langer.

Nach einer grausig kalten Nacht auf einem italienischen Staatsdampfer dämmert der Morgen kurz vor der Einfahrt in die Bucht, Delphine bringen den ersten Gruß. Kurz darauf landet der Dampfer. Es ist Karfreitag. Das Osterurlaubsmilitär eilt rasch von Deck und in die Arme der Familien.

Frühstück, Bad, hinaus auf die Straße. Heiß fällt Sonne herunter. Die Via Maqueda glüht. Weißer Staub pudert frischsprossige Ulmen. Das Blau des Himmels schreit. Madonnenblau. Erfüllteste Sommersehnsucht für uns Nordische. Man hat den Zumi im Gemüt. Stellt um auf Oesterlich. Karfreitag.

Unweit der Kathedrale die erste Prozession am frühen Vormittag. Das katholische Herz pochte. Erinnerung an Kind-Sein, Marienkind, und auch dem Herzen Jesu ganz ergeben.

Da kommen sie näher, in kirchlichem Ila Trauergewand. Der Küster mit der Klapper. Denn der Glockenmund schweigt heute. Zur Trauer, zum Karfreitag. Die Ministranten schreiten, Weihrauch spendend, langsam, langsam. Ecce Homo dann, getragen von sich kasteienden Jünglingen, die zur Buße mal vor, mal rückwärts schreiten. Kleine Mädchen als Engel aufgeputzt mit Schleier, Orangeblüten im Haar und Lichter haltend. Kleine, liebe Bräute des Gottessohnes singen ihm zum Trauertag leise Lamentationen.

Dahinter die kleinen Büchsen in den Trachten der lieben Heiligen aus der Legende. Dort schreitet ein kleiner Aloysius de Gonzaga, wie sich ihn die Mamma, angeregt durch ihr Gebetbuchbildchen, vorstellt. Leise tropft das Wachs der Kerze, die er trägt, auf seine Kinderhand. Stolze Mütter führen selbst ihre Allerkleinsten auf dem Leidenswege hinter Ecce Homo her. Dann Volk, Volk, Volk. Weinend, singend, jammernd, betend. Und schließlich die Mater dolorosa. Groß in Wachs, schön im schwarzen Schleier. Sachte mit segnender Hand. Milde lächelnd. Die Träne auf der Wange. Langsam, ganz langsam bewegt sich ihr Bild von fanatischer Jünglingen getragen. Man hat die Vision, als schwebe die Madonna im blauen Karfreitagsmorgen durch die glühenden Straßen von Palermo. Fasziniert folgt man diesem gigantischen Trauerzuge der römisch-katholischen Christenheit. Stundenlang. Muß mit stehen bleiben, wenn er steht; kniet nieder, wenn es erforderlich, und repetiert pietätvoll seinen süßen Kinderglauben. An den Kirchen wartet man länger, weil viele aus der Menge den toten Heiland am Kreuze küssen gehen. Dann folgt man wieder straßauf, straßab, um Plätze herum, bis es hoher Mittag ist. Doch der Zug gönnt sich keine Rast. Schon liegt weißer Staub auf dem schwarzen Sternenschleier der Madonna. Doch sie muß ihr mildes Lächeln an die, em einen Tag im Jahr in jeden Winkel der Stadt tragen. Schließlich naht die dritte Stunde. „Da neigte er sein Haupt und starb." Nun sind sie draußen vor den Toren, symbolisch am Calvarienberg. Und erst wenn die Ave-Glocke das Sechs-Uhr-Läuten beginnt, kehrt die Schmerzensreiche wieder heim in ihren Kirchenschrein. Dann ist ihr Weg vollbracht und sanft steht sie im Flimmern der Opferkerzen, bis das „Halleluja" ertönt am Ostermorgen und der schwarze Schleier sich wieder in Madonnenblau verwandelt.

Golgatha

(Aus meinem Palästina-Tagebuch.)

Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt.

Wenn man die altehrwürdigen Mauern Jerusalems durch das Stephanstor verläßt und gen Osten hinab in das steinige Tal des Kidron wandert, erblickt man links vom Garten Gethsemane am Fuße des Oelberges einen niedrigen Hügel, auf dem sich ein sonderbar gestaltetes Bauwerk, bestehend aus vielen Abteilungen und Seitenflügeln majestätisch emporstreckt: die Grabeskirche. Ein furchtbares Trümmerfeld, das Titus nach der Zerstörung im Jahre 70 n. Chr. zurückließ, bedeckte bis 154 die heiligen Stätten. Eusebius von Cäsarea berichtet, daß erst Konstantin der Große im Anfange des 4. Jahrhunderts auf der Stelle des mutmaßlichen Golgatha nachgraben ließ und einen Fels mit einer einzigen Grabhöhle fand, die als Christi Felsengrab angesehen wurde. Durch Konstantin oder Helena wurde über dem Grab eine Rotunde erbaut, und östlich davon eine Basilika über der Leidensstätte. Nach mehreren Renovierungen und teilweisen Zerstörungen wurde während der Kreuzzüge unter christlicher Herrschaft im 12. Jahrhundert an Stelle der alten Kirche ein großer, umfassender Bau aufgeführt, dessen Grundmauern noch jetzt das Fundament des Grabeskirche bilden.

Nachdem im Jahre 1808 eine Feuersbrunst die Kuppel zerstört hatte, vollendete im Jahre 1810 die griechisch-katholische Kirche den Bau. Von Napoleon III. und Alexander II. wurde die baufällig gewordene Kuppel erneuert. Die Fassade blickt nach Süden zu. Zwar ist ihr architektonischer Wert durch wahllos angebrachte Flügel und Anbauten gänzlich vernichtet, doch bietet sie dem Beschauer wertvolle Einzelheiten. Von den zwei viereckigen, mit flachen Spitzbogen überwölbten Türen, über denen hinter einfacher Ballustrade die Kuppel des Mittelbaues der Kirche, des Katholikon, emporragt, ist die rechte notdürftig zugemauert. Künstlerische Reliefs schmücken das Innere und stellen die Auferweckung des Lazarus, Jesus und Maria, den Einzug Jesu in Jerusalem, das heilige Abendmahl und symbolische Szenen dar.

Das Innere der Kirche entspricht in seinen vielen Abteilungen und Seitenräumen ganz dem zersplitterten Aeußeren. Rechts vom Eingang führt eine Treppe empor zur Stelle, wo Christus den Kreuzestod erlitt. Hier ist die Kapelle der Schmerzen Mariä. Ein herrliches Altarbild stellt die „Mater dolorosa" dar. Umfassender ist die anstoßende Kreuzannagelungshapelle. Im Fußboden eingelegte Marmorstücke deuten den Platz an, an dem diese Szene der Passion einst vor sich gegangen ist. Weiter nach Süden zu, auf der höchsten Erhebung Golgathas, befindet sich die Kapelle der Kreuzeserhöhung. Voll überladener Pracht, über und über mit Mosaiken und Gemälden bedeckt und von kostbaren Lampen erhellt, zeigt sich uns hier die östliche Apsis, in der Christi Kreuz einst gestanden. Von einer Messingplatte verdeckt, klafft kaum zwei Schritte von dieser Stelle entfernt ein gewaltiger Riß im Boden, der sich nach den Worten der Schrift aufgetan haben soll, als der Heiland sein Erlöserwerk vollbracht. Wir betreten dann eine Art Vorhof, in dem eine viereckige, glatte, aus rötlichem Marmor bestehende Felsenplatte ruht, überstrahlt von dem Scheine mächtiger Leuchter und von der Decke herabhängender Lampen. Hier hat Nikodemus den Leichnam Christi gesalbt. Nordwestlich schreitend, gelangen wir in die eigentliche Grabkapelle. Ein hohes Gewölbe, von achtzehn Pfeilern getragen, nimmt uns auf. In seiner Mitte erhebt sich aus Marmor in barockem Stile eine Kapelle, die das heilige Grab umschließt. Den nach Osten gerichteten Eingang flankieren Lampen und Leuchter von gediegenem Gold und Silber. Zuerst tritt man in einen kleineren Vorraum, die sogenannte Engelskapelle. Erleuchtet von fünfzehn Lampen, erhebt sich hier ein in Marmor gefaßter Stein, welcher einst das Grab Christi verschloß und dann vom Engel von der Tür der Felsengruft gewälzt worden war. Noch kleiner ist die dahinterliegende eigentliche Gruftkapelle, 1810 von Kalsa Kommenos von Mytilene erbaut. Dreiundvierzig von der Decke herabhängende Lampen erhellen den Raum und zeigen dem Eintretenden einen Grabstein, über dem in Marmor gehauen die Auferstehungsszene dargestellt ist. Nach Berichten soll hier tatsächlich unter den von der Zerstörung der Kirche und des Grabes im Jahre 614 herrührenden Schutt- und Steinmassen die Grabkammer liegen, in der einst der Leichnam Christi drei Tage lang gebettet war.

Aufgerüttelt durch den mächtigen Weckruf einer Stimme aus vergangenen Jahrtausenden tritt der Christ aus der Grabeskirche ins Freie. Mag nun dies der Ort gewesen sein, an welchem einst die Schädelstätte emporgeragt, mag hier das Felsengrab gelegen haben, in dem der Leib Jesu Christi einst geruht, ob hier frommer Christensinn den richtigen Platz gefunden oder nicht, das ändert nichts an der Wahrheit dessen, was einst hier im Osten vor Jerusalem am Fuße des Oelberges sich zugetragen.

—⊙—

Regenstark

Eine kulinarische Gründonnerstagsbetrachtung.

Von Dr. F. Ernst.

Das Wort Regenstark wird den meisten Lesern nicht bekannt sein; es ist weder der Name eines berühmten Jazzbanddirigenten, noch der eines Preisboxers, noch bezeichnet es einen neuer frisch in Deutschland eingeführten Tanz, der in Slaney ansässigen Zulukaffern. Regenstark ist ein niederdeutsches Wort und heißt Neunstärke und hat eine kulinarische oder, wenn man will, hygienische Bedeutung. Nach einem uralten Brauche, der bis in die Zeiten zurückgeht, da unsere Altvorderen auf den Bergen und den Hügeln der Heide um die Zeit der Frühlingssonnenwende der Ostara die Feuer anzündeten, genossen sie an diesem Tage, der mit dem Gründonnerstag der christlichen Lithurgie etwa zusammenfällt, eine köstliche Suppe, der sie besonderen Wohlgeschmack, geheimnisvolle Kraft und günstige Heilwirkung zuschrieben. Zu dieser Suppe wurden neun verschiedene Kräuter gesammelt und es war eine in den Familien heilig gehaltene Kunst, sie würzig und kräftig zu bereiten. Der Brauch ist noch heute lebendig, in Westdeutschland ist er allerdings mehr durch das Spinatgemüse abgelöst worden, das sich am Gründonnerstag auf allen Tischen findet, in Hessen, in Schlesien, in gewissen Teilen von Süddeutschland und besonders in Niedersachsen aber ist die Zubereitung der Regenstark noch eine alte, gute, hochgehaltene Sitte. Und nicht mit Unrecht, denn, wie manche Anschauung der Volksmedizin über den Genuß frischen Obstes und frischer Gemüse durch die Vitaminforschungen unserer letzten Jahre plötzlich eine ganz neue Beleuchtung bekommen hat, so wird auch, das läßt sich schon sagen, auch in dem Verwenden der ersten grünen Schößlinge heilsamer Kräuter eine gewisse, vielleicht sehr große Heilwirkung liegen, ganz abgesehen davon, daß diese Suppe, wie ich aus guter Erfahrung bestätigen kann, ganz köstlich ist. Welche Kräuter soll sie nun enthalten? Je nach den Landstrichen ist die Zusammensetzung verschieden, und das Festhalten an der alten heiligen Neunzahl ist wohl nicht entscheidend. Vor allem Sauerampfer, die bekannte Suppenpflanze, die allein ja wohl häufig als Suppeneinlage benutzt wird. Daneben aber einige andere Pflanzen, die nur hie und da als Frühlingsgemüse Verwendung finden, wie Löwenzahn, Brennessel und Zikorei (Zikoria), die wir ja in den Kriegsjahren gelegentlich als Wildgemüse sammeln ließen. Dann die bekannten Würzkräuter Petersilie und Kerbel. Schließlich einige als Tee, aber nicht als Kost verwandte Stauden, die zartgefiederten ersten Blätter der Schafgarbe, das erste Grün des Gundermanns und der als Unkraut ziemlich verbreitete Giersch, dessen alter Name Zipperleinkraut schon auf seine Bedeutung hinweist. Dazu kommt noch, da Petersilie und Kerbel eigentlich ursprünglich nicht zu den deutschen Pflanzen gehören, Erdrauch und Taubnessel und, wenn man will, ein paar vorsichtig verwendete Spitzen von den Würzkräutern Thymian und Trippmadam. Von letzterem aber nur geringe Spuren, der Thymiangeschmack ist so stark, daß ein einziges frisches Zweiglein unter Umständen eine ganze Suppe überwürzen kann, in dem die anderen zarten Aromas unterdrückt werden. In den überlieferten Vorschriften zur Regenstärke finden sich einige Pflanzen, die sicher nicht richtig sind, eine Giftpflanze sogar wird an einer Stelle genannt, die zwar zur Ausbeizung von Warzen gut sein mag, für die Neunkräutersuppe sich aber bestimmt nicht eignet. Die Kräuter sollen mit bester Butter etwas angebräunt, aber nicht verbrannt werden, dann kommt eine gute Brühe dazu, und ich rate, das Mehl nicht zu bräunen, weil das den Geschmack verdeckt, sondern vorsichtig als Bindung zuzugeben, damit die Suppe schön weiß bleibt. Mit ihrer grünen Einlage gibt sie auch äußerlich ein hübsches Bild.

Ihr Geschmack aber ist köstlich, reiner Frühling, Duft der Erde und Gefühl kommender Freude und Gesundheit.

Der Osterspaziergang

Volkskundliche Betrachtungen von Hans Gäfgen.

Der Osterspaziergang, den man in manchen Gegenden „nach Emmaus gehen" zu nennen pflegt, ist eine weit verbreitete Sitte, die selbst noch von dem Städter unserer Tage, der sonst kaum noch etwas von althergebrachten Bräuchen weiß, geübt wird. In seiner einfachsten Form wird der Osterspaziergang als Wanderung durch Wald und Feld unternommen und endet mit einem frohen Beieinandersein in irgend einem Gasthaus. Der Trieb, nach der bangen, trüben Winterzeit in die erwachende Natur zu pilgern, ist dem Menschen seit ungezählten Generationen eigen. In Böhmen sind es vor allem die jungen Mädchen, die am Ostermontag zu einer Wiese oder einem Walde gehen, wo Schneeglöckchen blühen, um sich mit diesen zarten Frühlingsboten zu schmücken. In den Dörfern der Umgegend von Dresden pflegen die Knechte und Mägde „übers grüne Korn", d. h. auf den Wegen hinzugehen, die die Felder von einander trennen; in irgend einer schön gelegenen Schenke hält man dann Rast, und die Knechte spendieren Wein, während die Mädchen sich durch das Schenken von Eiern erkenntlich zeigen. Eine eigenartige Sitte ist in der Gegend von Ankum anzutreffen. Dort wandert die männliche Jugend am ersten und zweiten Feiertage zu dem Vogelberg, wo man sich mit Ballspielen, Eiersuchen und anderen österlichen Belustigungen unterhält. Läßt sich ein Mädchen blicken, so wird es ergriffen und meistbietend „verkauft", wobei man ihr oft noch aus Scherz ein Pferdegeschirr anlegt. In Kurland und Livland werden die Osterspaziergänge geitig am Morgen unternommen, wobei junge Fichten auf die Dünen gepflanzt und altergebrachte Lieder gesungen werden, „um die Vögel zu wecken." — „Ums Korn singen" nennt man in der Gegend von Schönwald die Gepflogenheit, am Morgen des ersten Ostertages über die Felder zu gehen und dabei alte Verse zu singen, die auf das Gedeihen der Frucht wohltätigen Einfluß ausüben sollen. In Meßkirch war das Ziel des Osterganges, der schon am Sonnabend unternommen zu werden pflegte, der Friedhof, wobei es streng verpönt war, zu sprechen. Auch in Oldenburg gedenkt man an Ostern der Toten, indem man zeitig am ersten Ostertage um die Kirche schreitet und Gebete für die Seelen der Verewigten spricht. Eigenartig ist der Osteroder Volksbrauch, der darin besteht, daß man mit Musikbegleitung zu einem bestimmten Brunnen zieht, wobei ein altes wie eine Drehorgel gehandhabtes Spinnrad mitgeführt wird, seltsame Geschichten, im Bänkelsängerton vorgetragen, werden dabei zum besten gegeben.

Daß der Osterspaziergang uralten Flurumgängen und feierlichen Prozessionen, die den Segen des Himmels auf die Aecker herabrufen sollen, seinen Ursprung verdankt, ergibt sich aus einer Anzahl von Bräuchen, die vielerorts noch heute anzutreffen sind. In der Nähe von Hörter ritt die männliche Dorfjugend in wohlgeordneten Reihen durch die gesamten Felder der Gemeinde; auf ein bestimmtes Zeichen löste sich der Zug auf, und jeder suchte zuerst ein weit entferntes Kreuz zu erreichen, vor dem der Sieger dann ein Geschenk erhielt; der der Flur zugefügte Schaden aber galt als glückbringend für das kommende Erntejahr. An der Ruhr umstechte man die Felder mit geweihten Palmwedeln; war die Prozession an einer bestimmten Stelle angelangt, so wurden die Glokken geläutet. Im Brandenburgischen umwandern die Mädchen die Felder unter Absingung bestimmter Lieder, während die männliche Jugend die Kirchenglocken erschallen läßt. Blumen und Kräutern, vom Osterspaziergang mitgebracht, wird eine heilsame Wirkung zugeschrieben. Man verfüttert sie häufig an das Vieh oder füllt sie wohl auch in die Matratzen, um von schrecklichen Träumen befreit zu bleiben. Knospen von den sprossenden Bäumen zu verzehren, gilt gleichfalls als förderlich für die Gesundheit.

—⊙—

Der Auferstehungsgedanke in der Urzeit

Von E. Seeger-Kiel.

Wer jemals das urmenschliche Skelett des Homo Monsteriensis und das des Homo Auriznacensis im Museum für Völkerkunde in Berlin aufmerksam betrachtet und den ganzen wilden Zauber ihres fast noch tierischen Aussehens auf sich hat wirken lassen dem erscheint, besonders dem ersteren, viel älteren Schädel gegenüber, der „Auferstehungsgedanke" in diesem Zusammenhange wohl kaum angebracht. Aber so wenig, wie wir den einstigen Trägern dieser furchterregenden Schädel den Menschennamen vorenthalten können, — denn ihr Gebiß war menschlich, sie hatten den aufrechten Gang, besaßen Werkzeuge und Waffen, zweckentsprechend aus Feuerstein zurechtgeschlagen, und kannten vor allem den Gebrauch des Feuers — ebenso wenig läßt sich bei einiger Vertiefung in das Leben und Treiben dieser Wesen ihnen eine gewisse geistige Tätigkeit absprechen. In diesen ungeheuerlichen Schädeln mit den tief in den Höhlen liegenden Augen, über denen sich starke Augenwülste wölbten, in diesen Köpfen, die noch einen vorspringenden schnauzenähnlichen Unterkiefer ohne Kinn besaßen und deren Lippen wahrscheinlich noch nicht in artikulierten Lauten gesprochen haben, lag der Urkeim zu allen großen, guten, klugen Gedanken, die je Menschengeist in seiner höchsten Entfaltung gedacht, ja, hier lagen die Vorbedingungen zum Genie! Mit dem ersten Schlag, den die wuchtige, plumpe Hand des Urmenschen Stein auf Stein ausführte, um bewußt einen Gegenstand als Werkzeug oder Waffe zu formen, erhob er sich turmhoch über seinen bisherigen Zustand! Dieser erste, absichtlich formende Schlag war eine Spitzenleistung. Wenn nun der Auferstehungsgedanke mit diesen Hirnen in Verbindung gebracht wird, so ist das nicht so zu verstehen, daß der Gedanke an eine geistige Auferstehung, wie unser Geschlecht sie versteht, schon fertig geprägt in ihnen gelebt hätte! Aber sicherlich der an eine leibliche Wiederauferstehung, wie uns die bei diesen Skeletten gemachten Funde zeigen.

Der Urmensch im haarigen Fellkleide hat seine Toten bestattet. Dies tut kein Tier. Er hat das Haupt des Monsterjünglings sorgsam auf eine Art von „Kissen", eine Unterlage von roh behauenem Feuerstein, gebettet. Er hat für den Körper des Aurignacgreises eine Vertiefung im gewachsenen Fels ausgemeißelt, ihm in kindlich-naivem Gefallen am Farbigen bunte Schneckenhäuschen als Kette um den Hals ins Grab mitgegeben. Er hat den beiden Kindern aus der „Kindergrotte" in Südfrankreich Röckchen oder Schürzchen aus Schneckenhäuschen umgelegt, die wahrscheinlich auf Tiersehnen aufgereiht waren. Er hat neben seine Toten den besten Schaber zum Fellabkratzen, den schönsten Faustkeil als sichere furchtbare Waffe gelegt und ihnen Nahrung für den Weg ins unbekannte Land mitgegeben, wie angebrannte Knochen vom Urstier beweisen. Also alles, was den Inhalt eines damaligen Menschenlebens bildete, was seine Begriffswelt umfaßte, bekam der Tote mit ins Grab. Folglich lebte doch in diesen Hirnen etwas, das über Raum und Zeit hinausragte, das sich ein Fortleben nach dem Tode zwar kindlich, dämmerhaft, aber doch überhaupt vorstellte.

Daß sich so wenige Bestattungen aus jener Zeit erhalten haben, mag verschiedene Gründe gehabt haben. Nicht alle Toten scheinen bestattet worden zu sein, vielleicht nur die Führer der Horde oder durch besondere Ursachen, Krankheit, Blitzschlag, Schlangenbiß, um das Leben gekommene. Viele, viele werden von wilden Tieren zerrissen worden, viele im Kampfe Mann gegen Mann gefallen sein. Andere hat man gewiß, wie es jetzt noch bei wilden Völkern üblich ist, auf den Hochebenen einfach ausgesetzt — Plateaufunde in Südfrankreich deuten darauf hin. Außerdem gehörten sehr günstige Umstände dazu, die Skelette durch Hunderttausende von Jahren zu erhalten.

Funde von mehreren Schädeln zusammen im Hintergrund einiger Höhlen lassen darauf schließen, daß nur diese aufbewahrt worden sind ohne die Körper. Und dies führt unwillkürlich zu der Frage, ob damit nicht vielleicht die Ahnung verbunden gewesen ist, das Haupt müsse als Sitz einer unbekannten, aber doch gefühlten Macht betrachtet werden. Spielt hier nicht schon ganz leise ein gewisses Ahnen von seelischen, geistigen Kräften und Eigenschaften unbewußt in die rohen Sitten hinein? Mehr wohl noch in der Erscheinung der Hockergräber, die wie das Skelett von La Ferraffie zeigt, bereits im Paläolithikum der älteren Steinzeit üblich waren. Hier mischt sich der Gedanke der leiblichen Auferstehung mit dem des Fortbestehens des sonderbaren, geheimnisvollen Etwas, das den toten Körper im Augenblicke des Ablebens zu verlassen pflegt. Dem Urmenschen mußte der natürliche Tod als etwas Unfaßliches, Fremdes erscheinen. Der Hordengenosse, der eben noch lebte, warm und beweglich, lag plötzlich kalt und starr vor ihm. Nach dem Schlaf des Lebenden kehrte das rätselhafte Etwas in den Körper zurück, und er erwachte wieder. Sollte der Tote nicht vielleicht auch wieder erwachen an anderem Orte, in besseren Jagdgründen? Er erschien dem Lebenden im Traum, forderte und drohte — dieser Urmensch war noch nicht so sehr Herr über seine Vorstellungsreihen, daß er Wirkliches vom Unwirklichen hätte unterscheiden können. Für ihn ging der Tote „um". Er war plötzlich etwas Unheimliches geworden, und allem Unheimlichen stand der Primitive feindselig gegenüber. Im Bestreben, es unschädlich zu machen, kam er auf den Gedanken, den Toten zu fesseln, eng zusammenzuschnüren, vielleicht mit Riemen aus Tierhaut. Er legte schwere Steine auf ihn, damit er nicht zurückkehre und ihn beunruhige. Allmählich wurden Beerdigungen in Hockerstellung üblich, — aus Furcht vor dem Auferstehen der Toten. Daher sind die Grabstätten der Urzeit auch so angelegt gewesen, daß die Lebenden sie jederzeit vor Augen hatten. Der Tote sollte sie nicht necken, quälen, stören oder sich an ihnen rächen.

In manchen Gegenden Deutschlands soll man noch heute die Grube recht tief machen, sonst gehe der Tote „um". Wie vielfach mögen im Unterbewußtsein haften gebliebene Ueberlieferungen Zusammenhänge geschaffen haben, deren Ursprung in nebelhafter Ferne liegt. Jedenfalls ist es als sicher anzunehmen, daß auf dem rohen Unterbau des Auferstehungsgedankens in der Urzeit sich spätere, höhere Anschauungen aufgebaut haben.

—⊙—

Der Osterkarren von Florenz

Von Alice Freiin von Gaudy.

Als eine der merkwürdigsten, uralten Osterfeiten hat er sich in Florenz erhalten: der brennende „Carro." An jedem Ostersamstag, zur Mittagsstunde, umwogt von gewaltigen Rauchmassen, stammt er auf dem menschenüberfüllten Domplatz empor. Brennend fuhr er sonst durch die engen Straßen, bis zum Palast der Pazzi, zu deren Ehren sein letztes Feuer verglühte, ehe das blumengeschmückte, mit leuchtenden Stoffen umkleidete Gerüst in Asche sank. Unglücksfälle, Brände, auch tödliche Verletzungen der Menge, die sich auf knappem Raum neugierig zusammenpreßte, bestimmten die Regierung, auf Abschaffung der altehrwürdigen Sitte bedacht zu sein. Aber unsere Zeit, die gern Urväterweise wieder aufleben läßt, und die unstillbare Sehnsucht der Florentiner nach erregender Abwechslung ließen sich nur die bedenkliche Fahrt des brennenden Wagens, nicht aber ihn selbst, abringen. So ist der „Carro" zum lodernden Foral geworden, der auch am heutigen Ostersamstag, unbewegt, vor dem Domportal seine gefährliche Pracht entfalten wird.

Der Ursprung dieses Feuerwerkes liegt weit zurück. Er entwickelte sich aus einer Ueberlieferung der Kreuzzüge. In der Basilika der S. S. Apostoli werden als heiliger Besitz drei kleine Steine aufbewahrt, die 1305 Pazzino dei Pazzi, ein Florentiner Bürger, aus Jerusalem vom Grabe des Erlösers mitgebracht. Aus diesen Steinen wurden am Morgen des Ostersonnabends Funken geschlagen, mit ihnen eine geweihte Kerze in Brand gesetzt und diese in feierlicher Prozession zum Dom Sta. Reparata — der heutigen Kathedrale Sta. Maria del Fiore — getragen. Hier wurde das heilige Osterfeuer entzündet, wovon jeder Stadtbewohner sich die Flamme für das ewige Lämpchen am Marienbild und für den häuslichen Herd holen durfte. Als dies mit zunehmender Bevölkerung immer schwieriger und zeitraubender wurde, erfand man den wuchtigen Wagen, den „Carro", der das heilige Feuer des Domes auf einem mit brennenden Kerzen und Fackeln besetzten Gerüste trug und, von vier weißen, blumengeschmückten Stieren gezogen, langsam durch die festlich prangenden Straßen fuhr. Jedem Bürger wurde es ermöglicht, sein Osterlämmchen am geweihten Brande zu entzünden. — Ein Pazzi war es, der einst, so erzählt die Sage, als erster das Kreuzesbanner auf den Zinnen Jerusalems aufpflanzte und dafür als Ehrung von Gottfr. v. Bouillon ein neues Wappen erhielt: die Zinken der Mauerkrone u. fünf Kreuze zu den zwei Delphinen. Und ein Pazzi durfte fortan als erster das heilige Feuer aus dem Dom entnehmen und in der Stadt verbreiten durfte später den „Carro" geleiten und von ihm die brennenden Fackeln austeilen. Es ist jene Familie von Florenz, die nachmals durch schändliche Ermordung Giuliano dei Mediei, während des Gottesdienstes in Sta. Maria del Fiore, traurige Berühmtheit erlangte.

Der ehrwürdige Umzug des „Carro" wurde mit der Zeit zum gewöhnlichen Feuerwerk mit einem Stich ins Altheidnische. Wenn bei der Messe im Dom das „Gloria" erklang, wenn von der Bastion der mittägliche Kanonenschuß erdröhnte, und im selben Augenblick sämtliche Kirchenglocken der Stadt mit mächtigem Geläut